



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Am St. Gotthard : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Völker recken und strecken sich, ihren Anteil an der Welt zu erobern, und führen im Innern erbitterte Kriege um große Ziele, aber die Dichtung aller Länder schildert mit Vorliebe das Schwächliche und das Krankhafte, als ob nur dieses darstellenswert sei; die Nationalität macht hier gar keinen Unterschied, ein Beweis mehr dafür, daß die künstlerische Produktion der Neuzeit weniger von der nationalen Verschiedenheit als von der gemeinsamen Entwicklungsstufe abhängt. Das ist das natürliche Ergebnis, aber auch zugleich der Bankrott der modernsten Philosophen, die den Menschen bald zu einem willenlosen, unfreien Spielzeug seiner Eigenschaften und seiner Umgebung, bald zum Übermenschen, also zum brutalen Egoisten machen. Alle wirkliche Sittlichkeit aber — nicht nur die „herkömmliche“ Sittlichkeit — beruht auf der Willensfreiheit und auf der Einschränkung der Selbstsucht. O. K.



Am St. Gotthard

Von Otto Kaemmel

(Fortsetzung)

Der Gotthardstraße hat die Natur ihre Richtung so bestimmt vorgezeichnet, daß nur im einzelnen Abweichungen von der einmal eingeschlagenen Linie möglich sind. Von Flüelen, wo sie am flachen Gestade des Urner Sees beginnt, durchzieht sie bis Amsteg in fast unmerklicher Steigung von 347 zu 522 Meter in einer Länge von 16 Kilometern die breite, nur allmählich sich verengende Thalebne der Reuß, ihren flachen Alluvialboden, den wirtschaftlichen und historischen Kern des Kantons Uri, wo sich die sagenberühmten Örtlichkeiten Altdorf, Bürglen, Attlinghausen, Zwinguri auf kurze Entfernung zusammendrängen. Nur die Umgebung trägt den großartigen Charakter des Hochgebirges: hohe, schroffe, wasserzerrissene, nur unten bewaldete Wände, darüber dann und wann hinter einem Querthale ein Gletscherrand oder ein Schneehaupt, wie vor allem die prachtvolle Granitpyramide des Bristenstocks, die das ganze Thal beherrscht und sich immer höher in den Himmel hinein hebt, je weiter man aufwärts steigt. Bei Amsteg geht die Thalebne in einen engen Thalspalt über; die Reuß verwandelt sich in einen stürzenden, schäumenden, tosenden Gießbach, die Thalsohle verschwindet, und Straße wie Eisenbahn muß sich mühsam hoch über dem Flusse, bald rechts, bald links, auf den darüber ansteigenden berasteten Terrassen den Weg suchen. Der alte Saumpfad ist vielfach anders gegangen als die moderne, erst 1820/30 erbaute Poststraße; er lief unter den drei schlimmsten Lawinenzügen des Bristenstocks, also auf dem rechten Ufer, durch und mußte allein im Pfarrbezirk Wassen zwölf Holzbrücken überschreiten, war also häufigen Störungen ausgesetzt. Für seinen Unterhalt hatten die Thalgemeinden aufzukommen, und zwar so, daß in

jeder Pfarre jedem Pfarrgenossen jährlich ein Tagewerk an der Straße aufgelegt war; die Brücken mußten durchschnittlich aller sieben Jahre erneuert werden, schwere Lasten, die allein schon genügen würden, eine bewußte Verkehrspolitik Uriz zu bezeugen. Die Eisenbahn, 1882 eröffnet und eine der kühnsten Bahnbauten der Welt, überwindet die mächtige Steigung von Amsteg bis Göschenen, von 522 zu 1104 Meter, auf einer Strecke von etwa 20 Kilometern in direkter Linie nur durch eine Reihe großer Tunnel, von denen die drei längsten, fast kreisrunde Kehrtunnel, Meisterwerke der Technik sind. Auch hier zeigen starke Quermauern und Wasserdurchlässe die Gefährdung durch Lawinen und Bergwässer. Allmählich verschwindet der Baumwuchs mehr und mehr, und bei Göschenen schließt sich der starre Felsenkessel, in den die Eis Massen des breiten Dammagletschers hereinsinken, für das Auge vollständig; nur das schwarze Thor des großen Tunnels zeigt einen Ausweg, und lange, hohe Schutthalde vor seiner Mündung verraten noch die ungeheure Arbeit seiner Aushöhlung.

Doch die Poststraße steigt, die Reuß tief unter sich zur Linken lassend, in raschen Kehren durch den Ort aufwärts nach dem Eingange der großartig wilden Schöllenschlucht. Bis zu 300 Meter ragen die steilen, graugelben, nackten Granitwände empor; nur hier und da wuchert Arvengestrüpp, Alpenrosenkräuter und hartes langes Gras oder dunkelgrünes Moos; aber die Fichten, die früher an manchen Stellen bis vor wenig Jahrzehnten standen (auch Goethe erwähnt solche bis gegen die Teufelsbrücke hin 1797), sind in ihrer Vereinzelung längst vom Sturm gebrochen, und heute macht die Schlucht den Eindruck einer fast vegetationslosen starren Felseninöde. Von den durchfurchten Wänden hängen die weißen Fäden der Gletscherbäche herab, unten donnert die Reuß über zahllose Felsblöcke schäumend und bäumend, in eine lange Reihe von Katarakten aufgelöst. Fast schreckhaft wirkte die ungeheure Szenerie auf die Seele des jungen Goethe (1775), die eben erst anfang, die Erhabenheit des Hochgebirges zu begreifen. „Die Felsen, schreibt er am 19. Juni an Lotte Nestner, immer mächtiger und schrecklicher, der Weg bis zum Teufelsstein bis zum Anblick der Teufelsbrücke immer mühseliger.“ Ein Versuch, die Landschaft zu zeichnen, mißlingt, „denn für dergleichen Gegenstände hatte ich keine Sprache.“ Hatte er doch auch nicht die bequeme Poststraße unter den Füßen, die heute auf hochaufgemauerten Fundamenten zunächst am linken Ufer des Bergstroms zieht, dann ihn auf der Häderlibrücke überschreitet, und wenn heute die schöne fünfspannige Schweizerpost und die ebenso mit fünf Pferden bespannten Omnibusse der Gasthöfe von Andermatt und Hospenthal staubaufwirbelnd und schellenläutend, immer im Trabe den bequemen Reisenden mühelos befördern, so führte damals, jetzt kurz hinter der Häderlibrücke abbiegend, der schmale gepflasterte Saumpfad zunächst über eine hochgewölbte Brücke, dann auf dem linken Ufer steil aufwärts, noch heute als abkürzender Fußweg viel benutzt, aber kaum noch unterhalten und streckenweise von losen Geröll überschüttet. In frühesten Zeit bestand er streckenweise aus Felsstufen; wenigstens leitet man den Namen Schöllenen vom italienischen scalino, Stufe, ab. Kurz unterhalb der zweiten Straßenbrücke, der Sprengibrücke, stößt er

auf den Damm der Straße und verschwindet unter ihm; doch stellt eine eiserne senkrechte Leiter für den Fußgänger die Verbindung her.

Enger rücken die Wände zusammen, eine Galerie von 90 Meter Länge schützt die Straße an der gefährlichsten Stelle vor der Lawinengefahr, und wieder scheint sich das Thal zu schließen, denn gerade vorn steigt ein kahler Abhang auf, an dem eine Straße in großen Kehren emporklimmt. Auf den ersten Augenblick meint man, das sei die Poststraße, aber thatsächlich gehören dieser nur die untersten Schlingen an, die obersten führen nach dem Fort Bägberg hinauf. Noch eine scharfe Biegung rechts um eine Felsnase, und die Straße tritt in die engste, wildeste Strecke der Schlucht. An der nackten, senkrechten, hier und da überhängenden Felswand des linken Ufers ist sie mühsam dem Gestein abgerungen worden; ein für gewöhnlich offnes eisernes Thor genügt, sie hermetisch zu schließen. Dreißig Meter tiefer unten stürzt in einer Reihenfolge schäumender, donnernder Katarakte die Keuz hinab, und über sie hinüberschwingt sich in einem einzigen kühnen, acht Meter weiten Bogen aus Granitblöcken mit scharfer Biegung nach links die Teufelsbrücke über den schwindelnden Schlund. Hoch sprüht der Wasserstaub empor, ein kalter Windzug weht beständig aus der Schlucht heraus, und ein Gefühl des Unheimlichen steigt in dieser menschenfeindlichen, unbezwinglichen Natur unwillkürlich wohl bei jedem noch heute auf. Um wie viel mehr bei dem Wandrer, der früher auf schmalem Saumpfad mühsam aufwärts kletterte und die alte, erst 1718 an Stelle eines Holzstegs erbaute Teufelsbrücke überschreiten mußte, die sechs Meter unter der modernen seitwärts über den Bergstrom führte, beständig in Wasserstaub eingehüllt und am 3. August 1888 bis auf die moosüberwachsenen Uferpfiler vom Hochwasser weggerissen worden ist. Nur schmale, grasbewachsene Vorsprünge am Felsen hatten es der alten Technik möglich gemacht, hier eine Brücke zu schlagen und einen Pfad zu bahnen. „Teufelsbrücke und der Teufel. Schwitzen und Matten und Sinken bis ans Urnerloch,“ notierte Goethe am 20. Juni 1775 in sein Tagebuch, und er fand, daß sich das ungeheure Wilde immer mehr steigere.

Senseits der Brücke, wo heute, nicht zur Erhöhung des Eindrucks, ein kleines Wirtshaus steht und neben Gotthardmineralien und Ansichtspostkarten auch gelegentlich possierliche junge Bernhardinerhunde zum Verkauf anbietet, führt die Straße geradeswegs auf ein merkwürdiges modernes Denkmal los, das in die graugelbe Granitwand des rechten Ufers hoch über dem Strom eingearbeitet ist. In halbbogenförmiger Nische erhebt sich auf einem Sockel ein hohes Kreuz mit den verschlungenen griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Christus (✠), und auf dem breiten Unterbau verkündet eine russische Inschrift, daß dieses Denkmal „den tapfern Kampfgenossen (doblestnym spodwishnikam) des Generalissimus Feldmarschalls Suworow, Grafen von Rymnik, Fürsten von Italien (knjas italiskij)“ gewidmet sei (1899). Seltsam genug taucht hier im Herzen der Schweizer Hochalpen die Gestalt des großen russischen Feldherrn auf, der aus den einförmigen Ebenen Osteuropas die rauhen Söhne dieser Ebenen erst in die heiße Lombardei und dann die Gotthardstraße aufwärts und abwärts, auf beispiellosen Gebirgsmärschen viermal eine Alpenkette über-

schreitend, bis an den Bodensee führte. Am 24. September 1799 hatte Suworow unter beständigen Gefechten Hospenthal erreicht; am 25. September drangen seine Vortruppen unter Rosenberg, die Franzosen durch Umgehung zur Räumung des Urnerlochs zwingend, bis an die Teufelsbrücke vor, von der der kleinere Bogen auf der rechten Uferseite gesprengt war. Nun wird überall erzählt, die Russen hätten einzeln unterhalb der stark besetzten Brücke im Feuer des Feindes die Reuß durchwaten, hätten ihn so wieder umgangen und zum Rückzug nach Amsteg genötigt. Wer jemals an dieser Stelle gestanden hat, der wird die Möglichkeit dieses verwegenen Manövers stark bezweifeln, denn die Uferstellen fallen nach der Reuß hin zuletzt überall glatt ab, sodaß es zwar möglich sein mag, an ihnen hinab ins Wasser zu gleiten, aber unmöglich scheint, an der andern Seite wieder hinaufzuklimmen; vor allem aber wäre Menschenkraft schwerlich imstande gewesen, der ungeheuern Wucht des herabstürzenden Wassers in diesen Katarakten zu widerstehn, deren Grund unregelmäßige, glatte Granitblöcke bilden, die nirgends sichern Tritt gewähren. Auch bedurfte es eines so abenteuerlichen Versuchs gar nicht. Ein schmales Grasband des rechten Ufers, an dem jetzt das Ruffendenkmal steht, genügte, russische Schützen soweit vorzuschieben, daß sie die Brücke im Rücken fassen und den abwärts führenden Saumpfad wirksam unter Feuer nehmen konnten, und darauf allein kam es an.

Hinter dem Ruffenkreuz sperrt der vorspringende Teufelsberg mit dem Bätzberg gegenüber die Straße derart, daß eben hier die „stäubende Brücke“ aufgehängt werden mußte. Erst 1707 sprengte der italienische Ingenieur Pietro Moretini durch den grauschwarzen Schieferfelsen einen nur $2\frac{1}{2}$ Meter breiten und eben so hohen Stollen, das Urnerloch, und erst beim Neubau der Gotthardstraße wurde es zu einem Tunnel von fünf Metern Höhe und sechs Metern Breite erweitert, der die Durchfahrt von Wagen ermöglicht, jetzt übrigens auch durch ein eisernes Thor jederzeit gesperrt werden kann. Begreiflich ebenso, daß Goethen in diesem dunkeln engen Schlund am Ende eines so mühseligen Wegs eine „verdrießliche“ Stimmung überkam, wie daß er von dem Anblick des Urserenthals anmutig überrascht wurde. Diesen feinen Eindruck spiegeln auch Schillers Verse im „Berglied“ wieder:

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor,
 Du glaubst dich im Reiche der Schatten,
 Da thut sich ein lachend Gelände hervor,
 Wo der Herbst und der Frühling sich gatten.

Und im „Tell“ weist dieser dem flüchtigen Johann Parricida, freilich mit starkem Anachronismus, denselben Weg:

Es reißt ein schwarzes Felsenthor sich auf
 — Kein Tag hat's noch erhellt —, da geht ihr durch,
 Es führt euch in ein heitres Thal der Freude.

Heute ist der Gegensatz nicht mehr so schroff, weil die Anstrengung des Wegs nur gering ist, aber überraschend wirkt der Übergang aus der engen, nackten Schlucht in das weite, grüne Thal dennoch. Die Reuß, die dort den Reisenden fortwährend mit donnerndem Brausen begleitet hat, verwandelt sich oberhalb des Urnerlochs mit einemmal in einen zwar rasch und stark aber

breit und glatt im regulierten Bett dahinströmenden Gebirgsfluß, über den eine flachgelegte Eisenbahnbrücke nach dem zinnengekrönten Festungsthore des Forts auf dem Bägberge hinüberführt. Die Bergwände weichen plötzlich zurück und umschließen ein breites, flaches Wiesenthal. Das ist Urseren. In einer Meereshöhe von 1440 bis 1600 Metern erstreckt es sich als ostwestliches Längsthal zehn Kilometer weit von Andermatt bis Realp am Fuße der Furka, im östlichen Teile eine bis zu einem Kilometer breite Ebene, aber hier vielfach durch kleine Hügel unterbrochen, die aus überwachsenen Felstrümmern bestehen, mit üppigen Matten bis hoch an den Berghängen hinauf bedeckt, mit zahllosen grauen, steinernen Heustadeln übersät, die sich ebenfalls noch hoch an den Hängen hinaufziehen. Darüber steigen graue, zerrissene Felschroffen empor; sie senden beständig, wenn die Gletscherbäche anschwellen, Geröllmassen nach unten, die mit breiten Schutthalden die Matten unterbrechen. Erst über ihnen ragen zackige Felskämme und Schneespitzen auf. Bei Hospenthal hört die Thalebene auf, die Furkareuß füllt die ganze Thalsohle aus, und die Straße führt über ihr auf wiesenbedeckter Terrasse bis an den Weiler Zum Dorf; dort erweitert sich das Thal wieder zu einer sumpfigen Wiesenfläche, die bis an den Abhang der Furka reicht. Nach allen Seiten erscheint Urseren als völlig geschlossen. Im Osten sperrt es der grasbewachsene Hang der Oberalp, im Westen der ganz ähnliche Rücken der Furka, links von den Schneefeldern des Matterhorns, rechts von dem kolossalen Zackenkaum des Galenstocks flankiert, im Norden der Bägberg und die Felsnadeln der Spizliberge, im Süden die Abhänge des Gamsstocks und des Winterhorns, die schon zum Gotthardmassiv gehören. So liegt es gerade da, wo sich die beiden Hauptketten der Zentralalpen kreuzen. Natürliche Öffnungen hat es nur im Norden und im Süden, und doch ist der Verkehr von Westen nach Osten viel älter, denn auf diesen beiden Seiten begrenzen nicht wie sonst unwegsame Felsrücken das Thal, sondern zwar steile aber mit Erde bedeckte, mit Gras bewachsene Lehnen, deren Ersteigung für Fußgänger und Saumtiere keine besondere Schwierigkeit bot.

Diese außer von Norden verhältnismäßig leichte Zugänglichkeit des Urserenthals verbindet sich mit einem andern Vorzuge, der Bebauungsfähigkeit. In der rauhen Höhe gedeiht allerdings kein Getreide mehr; auch der ursprünglich reichlich vorhandne Wald ist bis auf den kleinen Bannwald südlich von Andermatt, der den Ort vor Lawinen schützt, verschwunden. Erst seit etwa zwanzig Jahren ist bei Hospenthal eine fröhlich gedeihende Anpflanzung, meist Lärchen, an der südlichen Berghalde von der Gemeinde gemacht worden, deren Mitglieder sich nur schwer dazu entschlossen, diese hier besonders ertragreichen Matten einem höhern Bedürfnis, dem Holzbedarf künftiger Geschlechter und dem Schutz vor Lawinengefahr zu opfern; eine ähnliche hat aus demselben Grunde die Gemeinde Realp begonnen. Aber in der heißen Sonne des kurzen Sommers gedeiht auf den reichlich bewässerten Flächen des Thals ein üppiger Graswuchs in unvergleichlich farbenbunter Blumenpracht, der erst im Juli geschnitten wird. Dann wimmeln die Wiesen von fleißigen Menschen und Gespannen. Von den steilen Abhängen aber muß das Gras auf dem Rücken herabgetragen werden. Denn die Heuernte ist eine Lebensfrage für Urseren,

da von ihrem Ausfall nicht nur das Winterfutter des zahlreichen eignen Viehs (manche Bauern besitzen bis hundert Stück), sondern auch die lohnende Ausfuhr des Überschusses nach Luzern und Zürich abhängt. Auf die Frage, ob das Wetter schön bleiben werde, antwortete deshalb ein Urserer Grundbesitzer ganz ernst: „Es muß, wir haben ja Heuernte.“ Im Sommer, vom 15. Juni bis 15. September, ist das Vieh natürlich auf den Alpen, die Gemeinweiden find. Erst vom 28. September ab darf es auch auf den Matten des Thals frei weiden. Zur Grasnutzung kommt noch eine sehr bedeutende Milch- und Käseproduktion. Der Urserer Käse gilt sogar als der feinste in der Schweiz und wird von Goethe mehrmals gerühmt. Jedenfalls ist Urseren durchaus auf Viehzucht angewiesen und also ganz vom Sommer abhängig.

Aber schön ist dieser kurze Sommer. Die Schwankungen der Temperatur während eines Tages sind verhältnismäßig gering. Vom 1. Juni bis zum 30. September steht das Thermometer im Durchschnitt früh 6 Uhr auf 8 Grad Celsius, Mittags 2 Uhr auf 16, abends 9 Uhr auf 13 Grad. Die Morgen und Abende sind also frisch, aber nicht so empfindlich kalt wie im Engadin; die Sonne brennt in der schattenlosen Landschaft um Mittag zuweilen heiß, sodaß sie beim Steigen lästig fällt, aber die Luft selbst bleibt immer frisch, und der regelmäßig gegen 10 Uhr früh von Osten aufspringende Thalwind hält die Luft immer in Bewegung. Dazu ist das Wetter sehr gleichmäßig. Von den rund 120 Tagen der vier Sommermonate bringen durchschnittlich nur 25 bedeckten Himmel oder Regen, der so rasch austrocknet, daß, wenn er die Nacht gefallen ist, am Abend schon wieder Staub auf der Landstraße weht. Dafür bedeckt am Morgen silbergrauer Tau die Matten. Mitunter quellen gegen Abend grauweiße Nebelschwaden aus der kalten Schöllenschlucht hervor und hüllen den untern Teil des Thals ein, aber den obern erreichen sie nicht, und gewöhnlich strahlt ein tiefblauer Himmel, von dem sich in der klaren Luft die Umrisse der Berge wie mit dem Messer geschnitten abheben.

Auf Meilenweite ringsum bot dieses Thal die einzige Möglichkeit zu solcher Landwirtschaft und also zu dauernder Ansiedlung. Denn die nächsten benachbarten Orte sind alle weit entfernt und nur über hohe Gebirgspässe oder lawinenbedrohte Wege erreichbar. Göschenen liegt 6 Kilometer, Tschamut, das erste Dorf des Vorderrheinthals, 16 Kilometer von Andermatt entfernt, Oberwald in Oberwallis 31,5 Kilometer von Realp, Airolo von Hospenthal 26 Kilometer. Im nähern Umkreis giebt es nur Alpen- und Sommerwohnungen, die um Mitte Juni bezogen und Mitte September verlassen werden. Im größten Teil des Jahres sind also die Pässe völlig verschneit und unpassierbar; in diesem Jahre konnte man noch Ende Mai sogar mit einem fünfspännigen Geschirre nicht bis zur Furlahöhe vordringen, nur bis zum Tiefengletscher. Die Straße von Hospenthal bis Göschenen wird möglichst offen gehalten; aber auch sie verschwindet auf Monate unter hohen Schneemassen, und nur ihre Richtung wird dann durch Stangen bezeichnet. Zuweilen versagt auch diese Verbindung; dann sitzen die kleinen Ortschaften weltabgeschieden hinter dicken Schneemauern.

So liegt das Urserenthal wie eine Kulturoase und deshalb als eine Raftstätte mitten in einer starren, schnee- und eisgepanzerten, unwegsamem Felsenwildnis. Eben darin ist seine Bedeutung begründet. In der ältesten Zeit bot es einen Ruhepunkt wenigstens für den ostwestlichen Verkehr zwischen dem Rhein- und dem Rhonethal, und die erste Besiedlung geht auch in die römische oder wenigstens in die romanische Zeit zurück. Denn die Lokalnamen sind alle romanisch. Der Name des ganzen Thals (Ursare 1236, Ursaria 1285, italienisch Orhera) wird mit andern Ortsnamen desselben Ursprungs in den französischen Alpen (ein Orsières am Großen St. Bernhard, ein andres an der Straße von Grenoble nach Susa) als Station der Bärenjäger (ursarii) erklärt, die für den Schutz der Poststraßen vor wilden Tieren zu sorgen hatten. Jedenfalls führt Urseren als Wappen den Bären mit dem Kreuz auf dem Rücken. Hospenthal, das noch Goethe als „Hospital“ bezeichnet, verrät noch in seinem Namen seinen Ursprung aus einem hospitaculum und ist wohl der älteste Ort des Thals. Romanisch sind auch die Namen Realp, Furka und Guspisalp (östlich von der obern Gotthardstraße). Die deutsche Einwanderung vom Wallis her fällt erst in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts und erhielt durch die Eröffnung des Gotthardwegs festen Halt an der deutschen Bevölkerung von Uri.

Der Hauptort des Thals hieß ursprünglich schlechtweg Urseren oder Urseren an der Matt (noch bei Goethe) nach der breiten Wiesenfläche, die in den Hochalpen eine Seltenheit ist (vergl. Zermatt). Er liegt jetzt da, wo sich die Unteralp-Neuß mit dem Hauptflusse vereinigt, lag aber ursprünglich um die älteste Kirche St. Columban am Nordende, bis Lawinen vom Rücken der Oberalp herunter die Übersiedlung nach der jetzigen Stelle weiter südwärts unter dem Schutze des Bannwaldes veranlaßten. Wie die Dörfer des obern Wallis, die aus dichtgedrängten schwarzbraunen Blockhäusern bestehn, hat Andermatt etwas düsteres. Der ältere Teil gruppiert sich um eine enge Gasse, die an der Neußbrücke nach Osten zu rechtwinklig umbiegt; die Häuser, zum Teil aus schindelbedeckten Holzbalken unter breitem Dach, zum Teil auch aus Stein, zuweilen aus beiden Materialien zusammengesetzt, mit niedrigen Stockwerken und kleinen Fenstern, stehn stadtäglich eng aneinander in geschlossener Gasse, darunter viele Gasthöfe älterer einfacher Art, wie die Drei Könige, in denen Goethe im Oktober 1797 einkehrte, am Westausgange das moderne stattliche Grand Hotel. Wirklich alte Gebäude sind auch hier wohl wenige übrig, denn am 9. September 1766 brannte der Ort größtenteils ab. Modern nimmt sich der Teil nach den Schöllenen hin aus. Hier steht wie eine kleine Kolonie für sich am nördlichen Eingange das große, elegante Hotel Bellevue mit seinen „Dependancen,“ noch weiter nördlich die eidgenössische Kaserne mit den Artillerie-schuppen. Die Hauptkirche, ein einschiffiger italienischer Barockbau des siebzehnten Jahrhunderts, erhebt sich am Westrande des Orts jenseits der Neuß; südlich über dem Dorfe auf aussichtsreicher Höhe liegt die Kapelle Mariahilf mit einer Bogenvorhalle auf der Westseite, wie sie alle Kirchen im obern Wallis haben. Von dort aus liegt das ganze Urserenthal mit seiner stolzen Umgebung wie aufgerollt vor uns; aber vor allem haftet der Blick auf einem

trogigen, hochemporragenden Turmkloß; es ist der Bergfried der Burg Hospenthal, der alten Herrin von Urseren.

Nicht zufällig ist dieser feste Sitz aus dem alten Hospitium erwachsen. Die moderne Straße, die fast geradlinig in einer starken halben Stunde von Andermatt nach Hospenthal führt, steigt erst zuletzt unmittelbar vor dem Osteingange des Orts etwas an. Dort verengert sich das weite Thal mit einemmal, und zwischen der Gotthardreiß, die von Süden brausend herabkommt, und der Furkareiß, die sich hier mit ihr vereinigt, schiebt sich eine felsige Halbinsel vor. Auf ihrer höchsten, schwer ersteigbaren Kuppe erhebt sich über steilem Fels der Turm, der letzte Rest der schon 1425 zerfallenen und aufgegebenen, 1710 vollends abgebrochenen Burg, wo einst der Reichsvogt von Disentis hauste. Auf einem niedrigeren Vorsprung nach Osten zu steht die 1705 bis 1711 erbaute Kirche, vom Friedhof umgeben, von dessen hoher Stützmauer aus gesehen das ganze untere Urserenthal ausgebreitet liegt. An diesem Hange steigt auf der Südseite die Dorfstraße empor. Vorüber an dem stattlichen, aber behaglichen Hotel Mayerhof, gegenüber dem jungen Lärchenwald und über die moderne Reußbrücke, neben der die alte hochgeschwungen über den schäumenden Fluß setzt, erreicht sie den Eingang des alten Ortsteils. Eng gedrängt stehn auch hier die Häuser, bald Stein-, bald Holzbauten, manches alte Steinhaus mit schadhaftem Putz, zerfallenen Treppenstufen und höhlenartiger Thür so düster und unwohnlich, daß es einem italienischen Bergnest entnommen zu sein scheint, neben ein paar einfachen Gasthöfen älterer Art auch ein ansehnliches Hotel zum Schwarzen Löwen (Goethe nächtigte 1797 im Goldenen Löwen), und ganz oben erhebt sich klosterähnlich die schmucke Kaplanei St. Karl von 1719. Kleine Gemüse- und Blumengärten geben hier und da einem Anwesen ein freundlicheres Ansehen. In anderthalb Stunden erreicht man auf der Furkastraße Realp, den kleinsten Ort des Thals, der seit dem Brande von 1848 fast ganz neu gebaut ist und deshalb wenig Charakteristisches hat. In dem Kapuzinerklosterlein ist Goethe im November 1779 mit dem Herzog Karl August eingekehrt, als sie von Münster im Oberwallis mit Führer aufbrechend zu Fuß durch tiefen Schnee am Rhonegletscher vorbei, wo damals noch keine gastliche Stätte stand, die Furka überstiegen hatten.

Die drei Ortschaften von Urseren liegen also alle an der uralten westlichen Verbindungsstraße zwischen Rhein- und Rhonethal und alle drei an wichtigen Stellen dieser Linie: Realp am Aufstieg zur Furka, nach der sich die moderne Straße in zahlreichen, weiten Kehren an der grasbewachsenen Lehne hinaufwindet, Andermatt am Beginn der Oberalpstraße nach dem Vorder- rhein, die in derselben Weise den mit üppigen Matten bedeckten Abhang erklimmt und eben hier mit der Gotthardstraße zusammentrifft, Hospenthal da, wo diese zur Paßhöhe aufsteigt. Daß man hier nicht weit von der Grenze Italiens ist, wird mannigfach sichtbar. Der stark auftretende Steinbau statt des sonst in der deutschen Schweiz üblichen Holzbaues hängt natürlich zunächst mit der Baldarmut der Landschaft zusammen, erinnert aber doch an italienische Verhältnisse, ebenso wie die Geschlossenheit der Ortsanlagen. Der Baustil der Kirchen ist das italienische Barock, und die reichliche Verwendung schönen,

weißen Marmors zu Grabdenkmälern auf dem Friedhofe von Andermatt ruft italienische Campisanti ins Gedächtnis zurück. Die rauh gepflasterten Gassen der Ortschaften haben an den beiden Seiten breite, glatte, gleisartige Steinstreifen für die Wagenräder wie in den Gebirgsorten jenseits der Berge, und nicht nur italienische Südfurchthändler bieten ihre Ware aus, sondern auch italienische Firmen (Calzoleria italiana, Vendita in vini e liquori und dergleichen mehr) rechnen auf italienischen Zuspruch. Auch die Kutscher neigen zu der hübschen italienischen Sitte, die Köpfe ihrer Pferde mit Fuchsschwänzen, Fasanenfedern und roten Quasten zu schmücken.

Freilich hat der Verkehr über die Pässe und vor allem über den Gotthard seinen Charakter, seine Mittel, seine Bedeutung mehrfach gewechselt. Bis 1830 erhielt sich der mittelalterliche Saumverkehr mit geringen Veränderungen. Die Saumwege selbst wichen von der Richtung der modernen Poststraße oft stark ab. Beim Urnerloch bog der Gotthard- und Furkawege rechts ab und führte über die Matte am linken, nicht wie jetzt am rechten Ufer der Reuß aufwärts. Als rauhgepflasterter Fußweg ist er streckenweise noch kenntlich und setzt sich von Hospenthal aus meist hoch über der Reuß durch die ansteigenden Matten nach Realp hin fort. Um nach Hospenthal zu gelangen, überschritt der Reisende oberhalb der Stelle, wo sich Gotthard- und Furka-Reuß vereinigen, diesen zweiten Fluß auf einer hochgewölbten Bogenbrücke ganz von der Art der alten Brücke in untern Teile der Schöllenschlucht und offenbar aus derselben Zeit. Goethe passierte sie, als er 1797 von Andermatt heraufkam. Eine ganz ähnliche Brücke überspannt dicht neben der modernen Straßenbrücke innerhalb des Orts die Gotthardreuß. Die Unterhaltung dieser Wege war im Thale und fast durch die ganze Schöllenschlucht Sache der Thalgemeinde Urseren unter ihrem Landammann (die Würde besteht heute noch unter dem Titel Thalmann); offenbar hat sie für die ursprünglich hölzernen Brücken auch den alten Wald allmählich geschlagen.

Eine wirkliche, bewusste Verkehrspolitik hat sich an der Gotthardstraße in Uri sehr früh entwickelt und ist durch alle Jahrhunderte verfolgt worden. Diese Bauern und Hirten waren keineswegs nur Saumtiertreiber und Wirte, sondern auch Unternehmer mit weitem Blick, die ihren Vorteil sehr gut wahrzunehmen wußten und in Anbetracht ihrer bescheidenen Kräfte Erstaunliches geleistet haben. Schon 1315, im Jahre der Schlacht von Morgarten, vereinbarten Uri und Schwyz eine Art von Postordnung, 1363 gab Urseren eine Säumerordnung, 1383 wurde eine Gilgutordnung eingeführt. Ebenso wurde für Sicherheit der Straße gesorgt. Folgerichtig gingen auch die Zölle an die jungen Staatenbildungen über, der in Flüelen an Uri, der in Göschenen an die Eidgenossenschaft. Der Verkehr war an privilegierte Unternehmergenossenschaften, die „Porten,“ und bestimmte natürliche Stationen, die „Susten“ (vom italienischen *sosta*, Raststelle), die zugleich Zollstellen waren, gebunden. Von jenen bestanden in Uri drei, zu Flüelen, Silenen und Wassen; von den Susten wird die von Flüelen, der wichtige Umschlagplatz für den Seeverkehr, schon 1309 erwähnt und ist noch heute am Hafen vorhanden, in Silenen stehn wenigstens noch Reste, und die von Hospenthal am Aufgange der Gotthardstraße, wo sie

sich von der Furkastraße abzweigt, ist jetzt Zeughaus. Als Suft galt auch das Hospiz auf der Paßhöhe. Der Transport ging von Suft zu Suft („Teilballe“); für das „Durchsäumen“ auf der ganzen Strecke, wie es die Ordnungen von 1315 und 1383 erlaubten, mußte eine besondere Gebühr („Fürleiti“) bezahlt werden. Die Lasten wurden von Maultieren und Pferden getragen, da leichte Wagen oder Schlitten nur ganz ausnahmsweise und nur von Reisenden benutzt wurden, und zwar trug das Tier auch später noch drei Zentner oder Lasten. Bei gutem Wetter brauchte ein Saumtierzug von Flüelen bis Bellinzona vier Tage. Schon um 1303 brachten die habsburgischen Zölle auf der Gotthardstraße von Hospenthal bis Reiden (südlich von Olten) jährlich vierhundert Pfund Silbers (9200 Franken, nach heutigem Kaufwert 55 000 Franken), gegen Ende des Mittelalters bis 1113 Pfund (23 000 Franken, im jetzigen Kaufwert 138 000 Franken); in derselben Zeit ging eine Gütermenge durchschnittlich von 25 000 Zentnern jährlich über den Gotthard. Reisende legten den Weg zu Fuß oder zu Pferde zurück, sehr selten mit Geschirr, wie sich im März 1401 der Oxfordser Jurist Adam von Usk eines einspännigen Ochsenwagens, zu Ende August 1438 der spanische Edelmann Peter Tafur eines Ochsen Schlittens bedienten, beide zu einer Jahreszeit, wo Schnee lag, also zu Fuß schwer vorwärts zu kommen war. Jedenfalls ist der Paß auch im Winter benutzt, also bis zu einem gewissen Grade offen gehalten worden. Eine Mailändische Stafettenpost mit Relais wurde zuerst 1494 eingerichtet, war aber nicht von Bestand; erst 1693 legten Berner und Züricher Unternehmer wieder eine Postlinie über den Berg, die Dauer hatte.

(Schluß folgt)



Am Fuße des Hradschins

Von Georg Stellanus



Joseph, du hast doch das Ciborium und deine Schuhe nicht einzupacken vergessen, fragte Pater Aloysius, der jugendliche Kaplan des Fürsten Montenero.

Jesuz Maria! Ja, die roten Schuhe und die roten Strümpfe hatte Joseph richtig eingepackt, aber die Hauptsache, das Ciborium hätte er beinahe vergessen! Wurden nicht auch die beiden kleinen Phialen mitgenommen?

Nein, Phialen und alles übrige würde man in Prag finden. Nur das Ciborium mußte man für die ersten Tage mitnehmen, weil das der Prager Palastkapelle beim Goldschmied war.

Auf Deutsch hatten das die beiden, der Kaplan und der Chorjunge, nun freilich nicht miteinander verhandelt, sondern auf Tschechisch, mit einer Weichheit und einem Wohlklinge der Lautbildung, wie es ihnen so leicht kein deutscher Kaplan und kein deutscher Chorjunge gleichgethan hätte. Sie waren beide Stockböhmern und wären eher auf den Gedanken gekommen, sich gegenseitig mit kaltem Wasser zu begießen, als einander deutsch anzureden. Aber was hülfte es dem einen oder dem andern deutschen Leser, dem die slawische Mundart nicht geläufig wäre, wenn ihm der Wortlaut von Frage und Antwort in der ursprünglichen Fassung mit den korrekten